



Feierabend



Die Schlachthöfe von Paris.

Von Kurt Tucholsky.

Ein graugrüner stumpfer Himmel liegt über La Villette, dem Arbeiterviertel im Nordosten der Stadt. Ein Stückchen Kanal durchschneidet quer die Straßen, von hier fahren die Mähne mit dem Fleisch durch ruhige Wiesen. Es ist sieben Uhr früh.

Gegenüber dem begitterten Eingang zu den dunklen Gebäuden des Schlachthofes hocken, sitzen, bummeln vor den Staffelhäusern merkwürdige Männer und Frauen. Viele haben blutbespritzte Hosen, blutgetränkte Stiefel, ein grauer Mantel bedeckt das ein wenig. Einer ist nur in Jacke und Hose, unten ist er rot, als habe er im Blut gewartet, auf dem Kopfe trägt er eine kleine, runde, rote Mütze — er sieht genau aus wie ein Gehilfe von Samson. Er raucht, eine Uhr schlägt.

Die Massen strömen durch die große Pforte, hinten sieht man eine Hammelherde durch eine schattige Allee rappeln, mit raschen Schritten rücken die Mörder an. Ja mit.

Über den großen Vorhof, flankiert von Wärfen- und Bureauhäuschen, an einer Uhrsäule vorbei hinein in die „Carrés“. Das sind lange Hallen, nach beiden zugigen Seiten hin offen, hoch, mit Stallschüren an den Seiten. Hier wird geschlacht. Als ich in die erste Halle trete, ist alles schon in vollem Gange. Blut rieselt mir entgegen.

Da liegt ein riesiger Ochse, gefesselt an allen Bieren, er hat eine schwarze Binde vor den Augen. Der Schlächter holt aus und jagt ihm einen Dorn in den Kopf. Der Ochse jappelt. Der Dorn wird herausgezogen, ein neuer, längerer wird eingeführt, nun beginnt das Hinterteil des Tieres wieder zu schlagen, als wehre es sich gegen diesen letzten, entsetzlichen Schmerz.

Eine Viertelminute später ist die Kehle durchgeschnitten, das Blut kocht heraus. Man sieht eine dunkle, rote Höhle in den Ochsen hinein, aus dem Hohlen kommt das Blut geschossen, es füllt wie ein Sprudel, der Kopf des Ochsen sieht von der Seite her zu. Dann wird er gehäutet. Der nächste.

Auf einem Bod liegen drei Kälbchen mit durchgeschnittenen Kehlen, noch lange zucken die Körper, werfen sich immer wieder. Rasch fließ das Blut, mit Wasser durchmischt, in den Rinnfallen ab. Dort hinten schlachten sie die Hammel.

Zu acht und zehn liegen sie auf langen Böden, auf dem Rücken liegen sie, den Kopf

nach unten, die Beine nach oben. Und alle diese vierzig Beine schlagen ununterbrochen in die Luft, wie eine einzige Maschine sieht das aus, als arbeiteten diese braunen und grauen Glieder geschäftig an etwas. Sie nähern an ihrem Tod. In der Ecke stehen die nächsten; sie sind schon gebunden schnell nimmt der Schlächter eines nach dem andern hoch und legt es vor sich auf den Bod. Kein Schrei.

Drüben in der nächsten Halle wird „à la Juive“ geschlacht. Der Mann, der schlächtet, ist aus dem Bilderbuch, ein Jude: ein langes, vergämtes Gesicht mit einem Klappchen, in der Hand hat er einen riesigen Stahl, scharf wie ein Rasiermesser. Er probt die Schneide auf dem Nagel, er nimmt irgendeine religiöse Höflichkeit mit ihr vor, seine Lippen bewegen sich. Die jüdischen Gassenjungen überlegen sich dies Gebet so: „I schneid di nit, i meiß di nit, i will di bloß mal schwächel!“

Hier wird das Tier nicht vorher getötet und dann zum Ausbluten gebracht, sondern durch einen Schnitt getötet, so daß es sich im Todeskampf ausblutet. Ich bin auf den Schnitt gefrannt.

Der Ochse ist an den Vorderbeinen gefesselt, durch den Raum laufen über Rollen die Stride und zwei Kerls ziehen langsam an. Der Ochse stranchelt, schlägt mit den Beinen um sich, legt sich. Der Kopf hängt jetzt nach unten, die Gurgel strammt sich nach oben... Der Jude ist langsam näher gekommen, den Stahl in der Hand. Aber wann hat er den Schnitt ge an? Er ist schon wieder zwei Meter fort, und dem Ochsen hängt der Kopf nur noch an einem fingerbreiten Streifen, das Blut brodelt heraus wie aus einer Wasserleitung. Das Tier bleibt so länger am Leben, unter der Rückenmuskelatur arbeitet es noch lange, fast zwei und eine halbe Minute. Ob es bei diesem System, wie behauptet wird, länger leidet, kann ich nicht beurteilen. Das Blut strömt. Erst dunkelrotes, später schwarzrotes, ein schreiendes Rot bildet seine Seen auf dem glitschigen Boden. Nun ist das Tier still, der Augenansdruck hat sich kaum verändert. Neben ihm hat sich jetzt ein Mann auf den Boden gekniet, der das Fell mit einer Maschine ablöst. Sauber trennt der Apparat die Haut vom Fleisch, die Maschine schreit, es hört sich an, wie wenn Metall gefügt wird, es freischt. Dann wird dem riesigen Leib ein Schlauch ins Fleisch gestochen, langsam schwillt

er an: es wird komprimierte Luft eingepumpt. Das geschieht, wird gesagt, um die Haut leichter zu lösen. Es hat aber den Nachteil, daß diese Luft nicht rein ist, und das Fleisch scheint so schneller dem Verderben ausgefetzt zu sein. Und es hat den Vorteil, daß sich die Ware, da die Luft nicht so schnell entweicht, im Schaufenster besser präsentiert.

Karrees und wieder Karrees — der Auftrieb auf dem benachbarten Viehmarkt, der zweimal wöchentlich stattfindet, ist stark genug: gestern waren es 13.000 Tiere. Paris ist eine große Stadt, und es gibt nur noch kleine Abattoirs, wie das an der Porte Vaugirard, und eines nur für Pferde in Aubervilliers. Jetzt ist das Pferdefleisch annähernd so teuer wie das reguläre — der Verbrauch hat wohl etwas nachgelassen. La Villette hat das größte Abattoir — keineswegs das modernste — mit dem in Nancy und den großen Muster-schlachthöfen in Amerika und in Deutschland nicht zu vergleichen.

Stallungen und Stallungen. Viele Tiere sind unruhig, viele gleichgültig. An einer Stalltüre ist ein Kalb angebunden, das bewegt unablässig die Pfoten, etwas gefällt ihm hier nicht. Zehn Uhr zwanzig, da ist nichts zu machen. Ein Ochse will nicht, er wird furchtbar auf die Beine geschlagen. Sonst geht alles glatt und sauber und sachlich vor sich. An einer Türe stehen zwanzig kurz abgeschnittene Rinderfüße, „Pars pro toto“, eine kleine Herde. Hier liegt ein Schafbod und kann zufrieden sein. Es ist ein gewerkschaftlicher Bekker.

Der wird an die Spitze der kleinen Hammelherden gesetzt, die da einpassieren, er führt sie in den Tod; kurz vorher verkrümelt er sich und weiß von nichts mehr, der Anreißer. Er ist ganz zahm und kommt immer wieder zu seinem Futterplatz zurück. Dafür schenkt man ihm das Leben. Das soll in den letzten Jahren schon mal vorgekommen sein.

Hier im großen Stall ist ein Pferd ganz voll von Schafen. Sie werden wohl gleich abgeholt, sie stehen so eng aufeinander, daß sie sich überhaupt nicht bewegen können, und sie stehen ganz still. Sie stehen stumm auf, kein Laut, hundertzwanzig feuchte Augen sehen dich an. Sie warten.

Durch Stallstraßen, an Eisfabriken und Konservenfabriken vorbei, zu den Schweinen. Eine idyllische Hölle, eine höllische Idylle.

In dem riesigen, runden Raum brennen in den einzelnen Kojen, die durch Bretterwände abgeteilt sind, große Strohsfeuer. Die Rotunde hat Oberlicht, und die Schlächter, die Männer und die Frauen, die die Kadaver fengen, sehen aus wie Angestellte der Firma Hephästos u. Ko. Die Schweine rummeln in den Kojen, durchsuchen das Stroh — der Schlächter mit einem großen Croquethammer tritt näher, holt — heiliger Godler! — weit aus und schlägt das Tier vor den Kopf. Meist fällt es sofort lautlos um. Zappelt es noch, gibt er einen zweiten Schlag, dann liegt es still. Keine Panik unter den Mitschweinen, kein Laut, kein Schreien. Draußen in den Ställen drum herum schreien sie, wie wenn sie abgestochen werden sollten — hier drinnen kein Laut. Dem toten Schwein werden von Frauen die Borsten ausgerupft, mit denen du dich später einpinzelst vor dem Rasieren, dann wird es aus Feuer getragen und abgefengt. Die schwarzen Kadaver, auf kleinen

Wägelchen hoch aufgeschichtet, fahren sie in den Nebensaal, wo man sie weiterverarbeitet. Hier, wie bei den Kindern, stehen Leute mit Gefäßen, die fangen das Blut auf. Das Blut raucht, es ist ganz schaumig, sie rühren ununterbrochen darin, damit es nicht gerinnt.

Die Schlächter stehen sich nicht schlecht: sie verdienen etwa zweihundert Franken in der Woche. (Eine Unrechnung ergäbe bei den verschiedenen Lebensbedingungen ein falsches Bild; der Reallohn ist für deutsche Verhältnisse hoch: der französische Arbeiter wohnt schlechter als ein deutscher Genosse, ist bedeutend besser, kleidet sich fast ebenso gut.)

Da an der Ecke stehen vor großen Trägern Männer und Frauen und kochen die Kalbsköpfe aus. Blutig kommen sie hinein, weiß kommen sie heraus. Auf dem Boden rollen die abgeschnittenen Köpfe mit den noch geöffneten Augen — ein Mann ergreift sie und pumpt sie ebenfalls mit der Luftpumpe auf.

Jedesmal bläht sich der Kopf, jedesmal schließt das tote Kalb langsam und wie nun erst verlöschend, die Augen, dann werden sie gefocht.

Das einseitige Stiergeficht dauern noch an, bis elf wird's so weitergehen. An der Uhr, vorn am Eingang, hängen die Marktnotizen.

Da ist zunächst eine große, erzerne Tafel, den Toten des Krieges zur Erinnerung gewidmet, aufgehängt von den vereinigten Großschlächtereien der Stadt Paris. Namen, eine Jahreszahl... Ich studiere die Markttafeln. Und beim Aufsehen bleiben mir Worte haften, ein paar Worte von der Inschrift, die die Gefallenen ehren sollen. So:

La Boucherie en gros (Die Großschlächtereien). 1914—1918

Die Parallele ist vollständig.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlags Ernst Rowohlt, Berlin, dem Buche „Mit 3 PZ“, von Kurt Tucholsky, entnommen.)

Deine Arbeit.

Von Felix Kleinstejn.

Das mußt du wissen, du Mann im Arbeitskleid: Du bist der Same im Acker der Zeit. Dein Wollen ist es, das Zukunft trägt, und wolltest du jemals ermattet rasten und dich ergeben in deinen Lasten, so stünde die Erde ganz unbewegt.

Alle Menschlichkeit ist satt der Qual des öden Hausens von Zahl auf Zahl. Sie bauen den Turm nur höher hinauf, aber die stehenden Blicke schweiften nach besserem Baugrund — und dennoch streifen sie Alles nicht ab und halten den Rauf.

Alle hängen mit Geizen am ersten Wort, dieses „Herr und Knecht“, und das zeugt nun fort. Keiner gibt gern sein Gewinnlein hin, Alle fürchten des Uebergangs Frieren, du aber hast nichts mehr zu verlieren, und darum stehst du vor lauter Gewinn.

Reize niemals das Fühllein müd! Glaube du immer der Zukunft Lied. Das ist deine Arbeit, du Arbeitsmann: Neues schaffen und Neues denken, die Welt hinzwingen zu deinen Geschenken, damit sie gesund und blühen kann.

Liebe und Verbrechen!

Grigorij Piotrowicz Rytnikow an das Volksgericht des 13. Bezirkes.

Da ich beschloß, mich von der mit mir lebenden Euphrosine Karpowna Fokina scheiden zu lassen, weil ich sie im allgemeinen und insbesondere zu lieben aufgehört hatte, trug ich, als ich aus der Fabrik kam, kaltblütig aus meinem Zimmer alle ihre Sachen hinaus, stellte sie nebenan in die benachbarte Stube, die von dem unverheirateten Bruder meiner Lebensgenossin, Kolla Fokin, bewohnt wird.

Plötzlich, etliche 20 Minuten nach diesem Vorfall, hörte ich, auf dem Bett liegend, die Schritte der Fokina und ihres Bruders Kolla, und dann gegen jede Benjur verstößende Beschimpfungen der Mutter von Fokinas Seite. Da ich gemeine Anschreien von ihrer Seite befürchtete, hatte ich die Tür von innen ein und schloß kaltblütig die Augen. Meine eben erwähnten Mittel hielten aber gegen ihr unorganisiertes Verhalten nicht stand. Sie begannen mit Fäusten gegen meine Tür zu donnern, mich vor allen Mitbewohnern zu beschimpfen und das Vertrauen der Massen in mich zu untergraben, indem sie mich zum Beispiel einen Beutelschnei-

der und unter anderem einen Lumpenkerl nannten.

Aber ich sagte kaltblütig:

Genossin Fokina! Habt nicht ein so großes Mundwerk und brecht mir nicht die Tür ein. Eine Rückkehr zur Vergangenheit gibt es auf keinen Fall, denn ich habe mich von euch schon getrennt.

Da brach ihr Bruder, Kolla Fokin (bestraft wegen eines Skandals mit der Braut), die Tür mit ganzer Kraft auf, und dann stürzten Froska und Kolla in meine Zimmer, begannen mich zu beschimpfen, als wenn ich sie verraten hätte, und mich des Verhältnisses mit liebevollen Frauenzimmern zu verdächtigen, und er, der Bruder Kolla Fokin, suchte vor meiner Nase mit der Faust und schrie: „Ich werde es dir zeigen, du Taugenichts, der Schwester so Unrecht zu tun und sie so zu beschimpfen.“

Und als ich das verammelte Volk bat, Kolla zu erklären, daß ich mich von Froska getrennt habe — und da habe ich doch das Recht, meine Wohnung von den Sachen zu befreien, die meiner Lebensgenossin im allgemeinen und im besonderen gehören —, begann die eben erwähnte Froska nicht nur meine Möbel, sondern auch meine Kleider an sich zu nehmen und ließ mir nur eine alte Jacke und gestickte Hosen.

Während ihres Diebstahls stand Kolla, dieser Halunke, vor mir und hielt mir die Faust unter die Nase, verbot mir, irgend etwas zu unternehmen und ließ nicht zu, daß ich den Uprawdou (Hausmeister) rufe.

Alle meine Versuche, die Teilnahme des Volkes, das dem unverschämten Verhalten meiner Lebensgenossin zuschaute, wachzurufen, riefen gar keinen Eindruck hervor, sondern nur dummes Lachen. Unter anderem stempelte mich die Genossin Fokina bestimmt und fälschlich öffentlich zum Parasiten und stellte mir bei ihrem Weggang das Ultimatum: Entweder, sagte sie, lebe mit mir zusammen oder bleibe ohne Sachen. Gegenüber diesem Tatbestand bitte ich das Volksgericht, sie zu verurteilen: 1. Wegen Beschimpfung (das ganz unerhörte Verhalten der Mutter und den Parasiten), 2. wegen Lebensbedrohung (Kolla sagte, er wird mir den Kopf abschneiden), 3. wegen Aneignung meines Eigentums (Möbel, neue Hosen, Uniform und Gefäße). Ferner bitte ich dem Kolla zu erklären, daß ich seine Schwester zu lieben aufhörte, und da kann ich mich von ihr scheiden lassen. Grigorij Rytnikow.

Grigorij Piotrowicz Rytnikow an das Volksgericht des 13. Bezirkes.

Ich bitte das Gericht um Beschleunigung meiner Angelegenheit, da Froska Fokina wieder-

um mit mir lebt, indem sie das körperliche Uebergewicht ihres Bruders, Kolla, ausnützt, der von mir verlangt, daß ich mich von seiner Schwester nach dem Gesetz scheiden lasse und ihre Ehre nicht beschimpfe.

Wie soll ich mich aber von Froska Fokina scheiden lassen, wenn sie nur meine unrechtmäßige Lebensgenossin ist? Also kommt es dahin, daß man sich niemals, auch nicht von einer einzigen Lebensgenossin, scheiden lassen kann... Das sind Verhältnisse!...

Grigorij Piotrowicz Rytnikow an das Volksgericht des 13. Bezirkes.

Ich bitte, meine Angelegenheit mit Euphrosine Fokina niederzuschlagen, da ich mich wiederum mit ihr zusammengetan habe, und sie wieder im allgemeinen und im besonderen liebe, ohne jeden Druck seitens Kolla, ihres Bruders... Und man schlug die Sache nieder.

(Aus der „Krasnaja Gazeta“ überjert.)

Leben.

Wir saßen uns in der Elektrischen gegenüber. Sie war in einen erbärmlichen Mantel gehüllt. Ein Stück Seid bildete die Handtasche. In wilden gelben Strähnen hing das Haar. Der Feigefinger der Rechten war braun vom Zigarettenrauchen. Auf den Lippen blühte Jugend und Sinnlichkeit. Aber wie eine Wolke des Leidens fürchte es durch ihr Gesicht. Eine Dame der „Gesellschaft“ stieg ein und rückte behutsam von ihr ab: — Proletariat!

„Bitte Vorsicht.“ zitterte sie mir entgegen.

Ich sah nach unten. Der linke Fuß war unförmlich mit Lumpen verchnürt. Schirm und Stok standen in der Fensterecke. Alles an ihr war so abgerissen, so unjagbar verelendet, und mit dem Begleiter der Armut behaftet, dem Schmutz. Aber quellendes Leben sprang mir entgegen, da sie erzählte. Meine Umgebung versank in dämmernde Tiefen...

Ich sehe ein Kind über den Stragendammlen eilen. Angebraut kommt die Elektrische. Ein Schrei ertönt, der Schreckensruf der Mutter, die ihrem Kinde nachstürzt. Und dann noch ein zweiter wilder Schrei — der gellende Schmerzensruf eines Weibes, dem die elektrische Maschine den halben Fuß zerschneidet und abfähren. Dann ziehen Bilder des Krankheits, ein auf fünf Monate sich dehndes Stillliegen und soviel Sehnsucht nach Freiheit und Kraft an mir vorüber.

Aber ein Unglück kommt selten allein. Ein Sarg taucht vor mir auf, ein Mensch wird dem heiligen Feuer übergeben. Das war der Mann. Und nun steht sie allein da mit ihrem gereinigtem

Jungen. Aber um sie herum lockt und brandet das Leben.

Die Elektrische hält. Verkehrsstörung. Wir schweigen und schauen hinaus. Unwillkürlich folge ich dem Wegziel ihrer Augen: Ein Konfütüregeschäft und daneben ein Coiffeurladen mit ausgestellten Modellen. Ach, wie das zerrt und gleist, wie das ruft und bindet! Was weiß der Reiche, der Sotte von dieser Qual! Die Augen werden groß und bekommen ein seltsames Leuchten. Sinnlich formen sich die Lippen und wie im frohen Genuß wiegt sich leiße der Oberkörper. Leben . . . leben! Erinnerung löst sich aus. Mädchenträume werden lebendig. Tanzmelodien erklingen. Wunderweid die Nacht und heiß und schweiß steigt es auf von der Erde wie Liebe und Leidenschaft. Leben . . . leben . . . leben!

Da wir aussteigen, beuge ich mich zu ihr herüber:

„Wollen Sie mir bitte eine Frage aufrichtig beantworten?“

„Ja.“

„Welcher Verlust war schwerer: der Mann oder der Fuß?“

„Der Fuß.“

Und dann, jäh sich verfarbend, wie wenn sie ihre Seele, die lebensdurstige, bloßgelegt, entfernte sie sich rasch und die Wellen der Großstadt verschlangen sie. Ich aber sah ihr nach, wie wenn sie meine Schwester wäre, und in mir sprang es auf wie ein Lied, wie eine lockende Melodie, und war doch nur der große Rhythmus des Lebens, das uns alle in seinen Arm nimmt und uns hin- und herwiegt als die Kinder der Schasucht, die vom Himmel reden und doch an die Erde gebunden sind wie mit klammernden Draganen. Paul Piechowski.

kommt nachher nicht und sagt, ich hätte mich an euch gerächt. Ich räche mich nicht, ich strafe.“

Und er schlug alle Ochsen auf den Hintern, alle dreitausend, aber die Mistkäfer ließ er laufen.

Seit dieser Zeit sind alle Ochsen hinten geborsten, und jedesmal, wenn jemand einen Stall reinigen will, strecken die Ochsen den Schwanz in die Luft.

Das Tier im Sprichwort.

Unendlich ist der Wortreichtum unserer Sprache an Aussprüchen, Gleichnissen und Weisheiten, die wir aus dem Reiche der Tiere holen. Manch eines dieser Sprichwörter hat eine tiefe Bedeutung über den Oberflächensinn hinaus; jedenfalls zeigen sich vielfach die Einstellung des Menschen zu einer bestimmten Tierart, drücken seine Verachtung über seine Liebe dafür aus. Eine kleine Zusammenstellung, die jeder nach seinen Kenntnissen beliebig erweitern kann, soll hier gegeben werden.

Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache.

Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu.

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

Jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Der Hahn im Korb.

Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, ändert sich das Wetter, oder es bleibt, wie es ist.

Ein blindes Fuhu findet auch ein Korn.

Mädchen, die pfeifen, und Hühner, die krähen, soll man beizeiten die Hälse umdrehen.

Eine Krähe hadt der andern die Augen nicht aus.

Wo Ras ist, sammeln sich die Geier.

Man trägt noch immer Gulen nach Athen. Wenn man vom Fuchs spricht, sieht man den Schwanz.

Die Vögel, die des Morgens so früh singen, holt des Abends die Kacke.

Wie Kacke und Hund leben.

Es ist ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Türe jagt.

Wenn die Kacke nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf dem Tisch.

Viele Hunde sind des Hasen Tod.

Das pfeifen die Spaken vom Dache.

Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben.

Die Größe macht es nicht allein, sonst holte die Kuh den Hasen ein.

Wenn die Mäuse satt sind, schmeckt das Mehl bitter.

Falken und Tauben soll man nicht zusammenpersen.

Dich soll der Kuckuck holen.

Fette Hennen legen wenig Eier. (Viel Geschrei und wenig Wolle.)

Wie ein Wolf in die Schafherde einbrechen.

Wer die Kacke gut füttert, hat am Hochzeitstag schön Wetter.

Er kräht wie ein Kacke.

Hunde, die viel bellen, beißen nicht.

Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul.

Hier jagen sich die Füchse gute Nacht.

Stumm wie ein Fisch sein.

Vor die Hunde gehen; auf den Hund kommen.

Wer über den Hund kommt, kommt auch über den Schwanz.

Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du der Schmerz.

Mit den Wölfen muß man heulen.

Die schlechtesten Früchte sind es nicht, daran die Wespen nagen.

Die Fabel vom Herkules.

Von August Strindberg (1883).

Herkules hatte seine sechs Arbeiten vollendet und sollte jetzt die siebente beginnen, nämlich den Augiasstall reinigen. Diese Arbeit war die unangenehmste, wenn auch nicht die schwerste. Dreitausend Ochsen hatten dort dreißig Jahre gestanden und gemistet, ohne daß jemand es gewagt hatte, den Stall rein zu machen. Es war keine schöne Arbeit, aber er hatte sie nun einmal übernommen. Zuerst machte er einen Versuch mit Schaufel und Besen.

Da aber erhob sich ein Brüllen: dreitausend Ochsen brüllten auf einmal.

„Daß unsern Dred sein! Das ist unser eigener Dred!“

„Danach frage ich den Teufel,“ sagte Herkules und begann auszumisten.

„Daß uns unsern Dred behalten,“ brüllten die Ochsen wieder und wendeten ihm die Hörner zu.

Nein, sie durften ihn nicht behalten! Er schlug sie mit der Schaufel so auf die Hörner, daß sie schwiegen.

Er buddelte und schaufelte so, daß er bis über die Schultern im Schmutz stand.

Da wollten ihn die Ochsen verhöhnen.

„Zeh doch diesen Schmutzpeter!“ sagten sie.

„Ihr, ihr seid Schmutzpeter,“ antwortete Herkules; „ich habe diesen Dred nicht gemacht; daß ich aber schmutzig werde, wenn ich mich mit euch abgebe, dafür kann ich nicht.“

Die Ochsen schwiegen. Da aber krochen die Mistkäfer hervor, die in den Kotballen wohnten und bauten.

„Daß unsere Kotballen sein!“ brumnten sie.

„Es sind nicht eure Kotballen,“ sagte Herkules, „sondern die der Ochsen!“

„Ja, aber wir frieren, wenn ihr sie fort-schafft.“

„Arbeiter, dann braucht ihr nicht zu frieren!“

Wenn sie arbeiteten! Am Abend, als sich Herkules schlafen legte, rollten sie alles wieder in den Stall, was er hinausgeschaufelt hatte; am nächsten Morgen sah der Stall ebenso arg aus wie vorher.

Da wurde Herkules böse.

„Hier hilft weiter nichts, als den Stall unter Wasser setzen!“

Als die Ochsen vom Wasser sprechen hörten, das sie dreißig Jahre lang nicht gesehen, entstand ein solches Lärmen und Brüllen, daß die Mistkäfer, die nur in der Dämmerung draußen sind, aufstiegen und auf den Rücken der Ochsen Schutz suchten.

Aber Herkules ward nicht ängstlich, sondern ließ das Wasser laufen, und herein stürzten zwei

große Fluten, die den Stallboden unter Wasser setzten.

„Er ist ein Volksfeind,“ brüllten die Ochsen; „er will die Gesellschaft vernichten, er will die ganze Erde ertränken.“

„Das will er nicht,“ sagte Herkules; „er will nur den Mist unter Wasser setzen, und ein Volksfeind ist er nicht, aber ein Ochsenfeind und ein Mistkäferfeind, das ist er.“

Als alles fertig war, ging Herkules fort und legte sich hin, um zu schlafen.

„Wie sollen wir uns rächen?“ fragten die Ochsen. „Haben wir denn Waffen, die ihn etwas anhaben können? Die Hörner schaffen es nicht!“

„Wir wollen ihn mit Dred betwerfen,“ sagte der Stier.

„Den wäscht er ab,“ sagte sein Nachbar.

Die Frage wurde besprochen, und als alle Ochsen ihre klugen Köpfe zusammensteckten, kamen sie zu dem Ergebnis, daß sie keine Waffen besaßen, die Herkules etwas antun konnten.

Aber ein Mistkäfer, der die Ueberlegung gehört hatte, bekam eine Idee. Die war sehr alt und darum fand sie Gehör bei den Ochsen.

„Man müßte ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen.“

Mit seinen eigenen Waffen! Das war die Keule: die aber vermochte keiner zu heben. Es war also eine dumme Idee, wenn sie auch alt war.

„Zeh ihn unter Wasser, verstanden,“ fiel ein anderer Mistkäfer ein; „setz ihn unter Wasser, wie er es mit unserem Stall gemacht hat.“

Das ließ sich hören! Das war seine eigene Waffe. Aber das Wasser? Wo sollte man es hernehmen?

Der Mistkäfer stützte dem Stier etwas zu: der beugte seinen Kopf zum Nachbar, und bald war es allen Ochsen klar, woher sie das Wasser nehmen konnten; aber sie wollten es nicht laut sagen, jetzt, da sie so reinlich geworden waren.

Herkules erwachte davon, daß er in eine schmutzige Flut sank. Aber er wußte sich Rat: er kletterte auf seine Keule, die aus Olivenholz war und also wie Del schwimmen konnte.

Aus äußerster natürlichen Ursachen nahm der Strom bald ab und Herkules sah auf dem Trocknen.

Da ging er in den Stall hinein und hob im Born seine Keule. Aber es reute ihn.

„Man schlägt Mäuse nicht mit einem Hammer. Ihr hättet euch allerdings reines Wasser leisten können, wie ich es mir geleistet habe. Aber das macht nichts: Ochsen bleiben immer Ochsen. Wenn ich euch nun auf den Hintern schlage, weil ihr auch so kleinlich an mir gerächt habe, so

Die Vergebung.

Von Frank Crane (New York).

Als der Mann, der Stimmungen unterworfen, eigensinnig und kühn ohne Liebe gewesen war, im Sterben lag, bat er seine Frau, ihm zu vergeben.

Mit Tränen in den Augen beteuerte sie:

„Ich habe dir nichts zu vergeben!“

Nichts zu vergeben! Und was hatte er ihr nicht alles angetan! Wieviel Unrecht, Kränkungen, Kümernisse und Verbitterungen! Wieviele Herabsetzungen! Aber sie hatte ihm nichts zu vergeben! Und hatte wahr gesprochen!

Echte Liebe hat niemals etwas zu vergeben. Sie ist die Vergebung.

Dies ist die Majestät und göttliche Höhe der Liebe. Sie überragt das, was sie liebt, so sehr, wie ein großer, mächtiger Vater sein Kind überträgt, dessen Zorn und Empörung er ihm nicht anrechnen kann.

Die Liebe ist wie der eiserne Fluß, der von den unsauberen Dingen, die in ihn hineingeworfen werden, nicht verunreinigt werden kann. Nach einer Weile schon reinigt er sich selbst.

Die Liebe ist ein immer zunehmender Vorrat an Gesundheit und Leben. Darin gleicht sie der großen Natur. Um die Luft schlichter zu machen, mußt du sie abschließen. Aber sobald die vier Winde von den Eden der Welt dahergeblasen, tragen sie die überwältigenden Kräftigungen lebengebenden Atems mit sich.

Du kannst die Sterne nicht auslöschen oder die ganze Erde unfruchtbar machen oder die Sonne austühen.

Die Liebe ist eine Schwester der Unendlichkeit und kann nicht beleidigt werden. Nur eines freilich beleidigt sie: deine Weigerung, sie anzunehmen, oder dein Unvermögen, sie zu erwidern.

So mag die Liebende oder der Liebende sprechen:

„Verlange niemals meine Vergebung. Ob völlige Vergebung in der Kirche sich bewährt oder nicht — in der Liebe bewährt sie sich.“

Von heute an sind alle deine Sünden vergeben. Die, die du begangen hast, begeht und begehen wirst. Das will sagen: solange du mich liebst und deine Sünden keine Sünden gegen die Liebe selbst sind.

Tue, sei und sage, was du willst — solange die Liebe in uns beiden brennt, vermag alles nichts. Du magst mich leiden machen, magst mich zwingen, dich zu verlassen, magst mich erniedrigen, verwunden, entstellen — aber sprich mir nicht von Vergebung, solange du mich liebst. Dir ist vergeben!“

Im Tempel der Liebe gibt es nur eine Tat der Entheiligung — diese ist: das Feuer am Altar auszulöschen!

Und es ist nur ein Tod, den die Liebe fürchtot — dieser ist: der Tod in der Kälte.

„Der Unsterbliche offenbart sich in der Gestalt der Freunde“, sagen die heiligen Bücher des Ostens.

Die Liebe ist die erhabenste Form der Freundschaft.

Was mancher nicht weiß.

Das Deutsche Reich umfaßt 468.717 Quadratkilometer mit einer Einwohnerzahl von 62.592.575. 1910 umfaßte das Deutsche Reich 540.857 Quadratkilometer mit einer Einwohnerzahl von 64.925.993. Die abgetretenen Gebiete betragen insgesamt 7.057.947 Hektar mit 6.475.640 Menschen. Von diesen aus dem Deutschen Reich Ausgewanderten sprachen nur deutsch 3.481.000, polnisch sprachen 2.315.000, russisch, masurisch oder litauisch 183.000, dänisch 125.000 und französisch 204.000.

Die Pyrenäenrepublik Gault stammt aus den Zeiten Karls des Großen. Ihre Bewohner,

180 an der Zahl, leben ausschließlich vom Schmuggel, und Frankreich und Spanien, die die Unabhängigkeit des winzigen Bergstaates beschützen, besitzen keine Handhabe, um dem wirkungsvoll entgegenzutreten.

Der Yangtse-Kiang, in letzter Zeit vielfach in Verbindung mit den chinesischen Wirren erwähnt, ist der wichtigste Strom Chinas. Seine Länge beträgt 5200 Kilometer, doch ist er nur 1600 Kilometer für Dampfer schiffbar.

New York und Chicago. Wie amtlich mitgeteilt wird, hat die Stadt New York im Jahre 1927 eine Einwohnerzahl von 5.970.800 und mit Einschluß der Vorstädte eine Einwohnerzahl von 7.426.700 erreicht. Chicago zählt jetzt 3.102.200 Einwohner.

Gedanken-Splitter.

Armut ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehr wir daran trogen. Jean Paul.

Alle Wahrheiten von heute, die wir einstimmig anerkennen — es hat eine Zeit gegeben, wo man sie für falsch hielt, und wo die entgegengesetzten Meinungen das Dogma, das Glaubensgesetz der gebildeten Welt waren. Alle diese falschen Dogmen sind nur dadurch gestürzt worden, daß sich mutvolle Männer dagegen erhoben, deren Ansichten dann langsam und freilich nach großem Kampfe und Widerstreben um sich griffen. Ferdinand Lassalle.

Allerlei.

Der Kaktus. Obgleich der Kaktus erst nach der Entdeckung Amerikas nach Europa gelangte, ist er heute in vielen trodenen und warmen Gegenden der Erde, sogar in Afrika, wohin sein Same vielleicht durch Vögel verschleppt wurde, heimisch geworden. Zuerst brachten ihn die Entdecker Amerikas von Mexiko nach Spanien, von wo aus er sich über die Mittelmeerländer ausbreitete. Nach den Forschungen des amerikanischen Botanikers Dr. Rose findet sich der Kaktus gegenwärtig auch in Palästina sehr häufig, so daß es heute wirklich möglich ist, „von Disteln Feigen zu pflücken“, wie es in dem biblischen Gleichnis heißt, da die Früchte der stacheligen Kakteen ganz an Feigen erinnern. Vollständig unrichtig sind natürlich jene alten biblischen Darstellungen, wie zum Beispiel die vom heiligen Johannes, der neben einem großen Kaktus steht oder auch Kakteen auf Bildern aus der Geschichte Ruths, da es um diese Zeit in Palästina solche Kakteen überhaupt noch nicht gab. Das Vorkommen des „Kamel“ unter den Pflanzen, wie man den Kaktus bezeichnet, weil er so wenig Wasser braucht, war bis zum Mittelalter zweifellos nur auf sein Mutterland Amerika beschränkt.

Das Haar auf der Wagohale. Die moderne Kriminalistik ist imstande, Rasse und Geschlecht eines jeden Individuums aus einigen wenigen Kopshaaren festzustellen, die man von einem Verbrecher gefunden hat. Dazu ist nicht einmal eine mikroskopische Untersuchung der Haare notwendig, sondern man hat in neuester Zeit eine Klassifizierung der Rassen nach dem verschiedenen Gewicht der Menschenhaare vorgenommen. Auf überaus feinen Wagen wurden zehn einzelne Haare, jedes zwei Zoll lang, von Köpfen der Menschen verschiedener Rassen gewogen. Dabei fand man, daß die Haare der Chinesen und Japaner die schwersten sind; sie sind um 60 Prozent schwerer als die Kopshaare der weißen Rassen. Dagegen ist das Haar eines Weißen um 60 Prozent schwerer als das eines Negers. Auf diese Weise kann man durch das Gewicht des

Haares die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse feststellen. Doch auch die Verschiedenheit der Geschlechter läßt sich erkennen, denn das Männerhaar ist um 18 Prozent schwerer als das von Frauen.

Weiteres.

Gewinnbringende Zerstreutheit. Der Professor und seine Frau kamen aus dem Theater. „Nun, wer ist zerstreut?“, fragte der Professor triumphierend, zwei Schirme unter dem Arm hervorziehend. „Du hast deinen Schirm vergessen und ich habe nicht nur an meinen gedacht, sondern sogar noch an deinen.“ „Aber“, sagte die Frau, „wir hatten doch beide gar keine mitgenommen!“

Wielät. Ein romantisch-sentimentales Mädchen heiratete einen nüchternen Mann. Eines Abends meinte sie: „Wäreft du traurig, wenn ich stürbe?“ „Oh ja“, murmelte er, „natürlich wäre ich traurig.“ „Und würdest du das Grab oft besuchen?“ „Gewiß“, sagte er etwas lebhafter, „ich gehe doch jeden Tag daran vorbei, wenn ich Golfspielen gehe.“

Aufreizende Lektüre. Der Geistliche eines kleinen Landortes hatte in seiner Predigt gegen die Schundliteratur und aufreizenden Presseerzeugnisse Stellung genommen und seinen Pfarrkindern ans Herz gelegt, jene Schriften, die nur die Köpfe verwirren und das Herz verderben, bei ihm zur Vernichtung abzuliefern. Ein gemütlicher Bauersmann brachte ihm am nächsten Tage seine und seiner Nachbarn Steuerbücher.

Was fehlt. Der Sammler hatte sich für teures Geld einen kostbaren altitalienischen Majolikapf geachtet, und voller Entzücken zeigte er ihn einem Besucher. „Wieviel haben Sie dafür gezahlt?“ fragte dieser interessiert. „200 Mark“, sagte der Sammler. „Das ist aber eine Menge Geld“, bemerkte der andere, „dafür hätte er Ihnen ruhig noch etwas Marmelade hineintun können.“

Was hat Shakespeare verdient? Ein Professor der Universität Illinois hat sich der Mühe unterzogen, die Einkünfte Shakespeares nachzurechnen. Er will herausgebracht haben, daß der große Dichter im Durchschnitt ein Jahreseinkommen aus seinen Werken von 20 Pfund hatte, wobei zu berücksichtigen ist, daß er Autor, Schauspieler und Theaterdirektor war.

Begreiflich. „Kellner, es ist mir unmöglich, diese Suppe zu essen!“ „Findet der Herr sie nicht nach seinem Geschmack?“ „Ich weiß nicht, ich habe keinen Löffel!“

Rätsel-Ged.

Silbenjuchkrästel.

Schiffswort, Fangschur, Semiten, Hofjenschal, Mahnungen, Jagdgefähre, Minsk, Weinglas, Mittelweg, Wandern, Hahor, Judien, Ariadne, Schmuckluntrenn, Zummung, Wagenpark, Fischlein, Verkehrsmittel. Diese Wörter enthalten einen alten merkwürdigen persischen Spruch. Die zur Wortbildung benötigten Silben sind den Wörtern ohne Veränderung der Reihenfolge und ohne Rücksicht auf Silbentrennung zu entnehmen.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Die fehlende Mittelsilbe: Ju, Ufula, Masuren, Konsulat, Assuan, Menschen, Versuchung, Besucher, Kaffuben, Fräuren, Konsument, Kasuar, Jofua.